

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Dittmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Der Winter hatte seine rauhe Herrscherhand ausgereckt über das schlesische Land. Felder und Wiesen schlummerten unter dicker, weißer Schneedecke, auf den Landstraßen klingelten die Schlitten und die sonst so düsteren Tannenwälder schanden fast an jedem jungen Morgen in der festlich glühenden Pracht des kristallinen Nachfrosts. Auch das Klein-Elbacher Herrenhaus sah wie verwandelt aus mit seinen verschneiten Steildächern und Turmspitzen. Die hellen Farben hatten ihm seinen schwermütigen Charakter genommen, und wenn die Sonne am mattblauen Winterhimmel stand, tauchte es für den durch die lange Parkallee Daherkommenden schier wie ein Märchenschloß zwischen den hohen, kahlen Baumwipfeln auf.

An einem sonnigen Januarmorgen saßen Jadwiga, Margarete und Dietslinde in dem Frühstückszimmer, das seit dem Tode der Gutsherrin fast ausschließlich als Wohnraum benützt wurde. Die junge Erzieherin und ihr Zögling waren mitten in eifriger Arbeit. Hell und ohne Schüchternheit klang die Kinderstimme durch das Gemach, sich rasch und willig verbessernd, wenn freundliche Winke der Lehrerin auf einen Fehler in der eifrig betriebenen französischen Uebersetzung aufmerksam machten. Jadwiga v. Ostrowski hatte sich im Schaufelstuhl ausgestreckt und blätterte mit allen Anzeichen der Langeweile in einem Buche.

Nun warf sie mit einem Seufzer den Band auf das Fensterbrett. „Auf wann haben Sie den Schlitten für meine Ausfahrt mit Dietslinde bestellt, Fräulein Dithmar?“ fragte sie in die Lektion hinein.

Sofort wandte sich ihr die Erzieherin zu. „Auf zehn Uhr, gnädiges Fräulein.“

„Mein Gott, das ist ja noch eine volle halbe Stunde. Ich denke, Sie hätten den Unterricht schon einmal etwas abkürzen können. — Du freust dich doch gewiß auf die erste Schlittenpartie in diesem Winter, kleine Dita?“

Das Kind sah auf. „Büht Fräulein Margarete auch mit uns, Tante Jadwiga?“

„Wir hätten wohl kaum zu dreien Platz in dem kleinen Schlitten. Und das ist doch auch eigentlich keine Antwort auf meine Frage.“

„Ja, ich freue mich, Tante, aber —“

„Nun?“

„Aber es ginge vielleicht doch, daß Fräulein Margarete mitkommt. Ich will mich gerne ganz klein machen, und der Schlitten ist gewiß groß genug.“

„Du hörst, daß es nicht geht, und meine Gesellschaft

wird dir hoffentlich genügen. — Lassen Sie sich jetzt, bitte, nicht weiter stören, Fräulein!“

Die Aufforderung hatte einen hochmütigen, fühlbar ungnädigen Klang gehabt, und die Wangen der Erzieherin hatten sich etwas höher gefärbt. Aber ihre Stimme war liebenswürdig und freundlich wie zuvor, als sie fragte: „Weißt Du doch, wo wir stehen geblieben sind, Dita?“

Der Finger der Kleinen fuhr suchend über das aufgeschlagene Buch. Doch sie hatte kaum wieder zu lesen begonnen, als es eine neue Unterbrechung gab. Die Tür tat sich auf, und Bardeleben trat im Reitanzuge über die Schwelle. Sein Gesicht sah schmaler aus als an dem Tage, da Margarete Dithmar ihm auf dem Schlesienschen Bahnhof in Berlin zum erstenmal begegnet war, und es trug ein Gepräge tiefen Ernstes.

Er läufte seiner Waise die Hand und grüßte aus der Ferne zu den beiden anderen hinüber. „Ich komme, um mich bis zum Abend zu beurlauben, Jadwiga,“ sagte er. „Ich muß nach dem Vorwerk Schmittsdorf hinüber. Es scheint, daß eine ansteckende Krankheit unter den Kühen ausgebrochen ist. Und der Verwalter Brendel drüben ist ein ausgemachter Esel.“

„Nach Schmittsdorf? Da könntest du mich eigentlich mitnehmen, Harro. Ich bin seit meinem letzten Besuch auf Klein-Elbach nicht mehr dagewesen. Ich hätte mir gern die Molkerei angesehen, die Irma damals dort anlegen wollte.“

„Es lohnt sich in der Tat, denn sie ist musterhaft. Und wenn dir bei den schlechten Wegen der Ritt nicht zu anstrengend ist —“

„Wann wäre mir jemals ein Ritt zu anstrengend gewesen! Ich fürchte nur, daß meine Gesellschaft dir lästig fallen könnte.“

„Welche Vermutung, Jadwiga! Ist dir's recht, daß ich den neuen Fuchs für dich satteln lasse? Er geht jetzt ganz sicher.“

„Ich brauche höchstens eine halbe Stunde, mich umzukleiden. Aber da fällt mir ein, daß ich Dietslinde eine Schlittensfahrt versprochen hatte. Nun, ich denke, sie wird nicht böse sein, wenn Fräulein Dithmar statt meiner das Versprechen einlöst. Machen Sie also sich und die Kleine für die Ausfahrt fertig, Fräulein. — In einer halben Stunde, Harro.“

Sie verließ das Zimmer, und auch Margarete schiedte sich an, dem ihr erteilten Auftrag Folge zu leisten. Da, als sie schon die Hand des Kindes erfaßt hatte, hielt Bardeleben's Anrede sie zurück.

„Soweit es sich um Dietslindes Toilette handelt, kann das wohl auch von Josepha besorgt werden. — Geh und laß dich von ihr ankleiden, Kind! Ich hätte gern noch ein paar Worte mit Fräulein Dithmar gesprochen.“

„Ja, Papa.“

Die Kleine machte ein paar Schritte nach der Tür hin. Da begegnete sie einem Blick Margaretes, und nach kurzem Zaudern kehrte sie um, um auf Bardeleben zuzugehen.

Eine schmale, winzige Hand streckte sich ihm schüchtern entgegen. „Adieu, Papa!“

Er sah wie in Ueberraschung auf das Kind herab, dann beugte er sich nieder und küßte es auf die Stirn. „Adieu, mein Liebling — und Glück auf die Fahrt!“

Als sich die Thür hinter der Kleinen geschlossen hatte, näherte er sich dem jungen Mädchen. „Schon seit gestern gehe ich mit dem Vorsatz herum, Fräulein Othmar, Ihnen bei erster Gelegenheit zu danken. Und eigentlich bin ich nur deshalb hierher gekommen.“

„Mir zu danken, Herr Baron? Wofür denn?“

„Dafür, daß ich mein Kind gestern habe lachen hören, so hell und fröhlich lachen, wie ich's nie für möglich gehalten hätte. Ich stand am Bibliothekfenster, als Sie und Dietlinde sich mit Schneebällen warfen. Wenn ich ein Königreich zu verschenken gehabt hätte — ich glaube, in jenem Augenblick hätte ich's Ihnen geschenkt.“

„Da hätten Belohnung und Verdienst wohl nicht ganz im rechten Verhältnis gestanden. Ein Kind zum Lachen zu bringen, indem man sich ebenfalls zum Kinde macht, ist keine große Kunst.“

„Wenn es keine große Kunst ist, muß ich mich um so mehr darüber wundern, daß noch keine Ihrer Vorgängerinnen sich darauf verstand. Ich war bis gestern fest überzeugt, daß Dietlinde überhaupt nicht lachen könne, wie andere Kinder lachen.“

„Das hing wohl mit ihrem körperlichen Zustande zusammen. Josepha sagt, es sei ihr kaum jemals so gut gegangen wie jetzt.“

„Natürlich bin ich auch dafür in Ihrer Schuld.“

„Für die Besserung in Dietlindes Befinden? Das kann kaum Ihr Ernst sein, Herr Baron.“

„Und warum nicht? Haben Sie nicht das noch größere Wunder verrichtet, der Kleinen ihre Scheu vor mir wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzugewöhnen? Ich habe recht wohl bemerkt, daß es auf einen Wink von Ihnen geschah, als sie mir vorhin die Hand gab. Auch wenn es nur Dressur sein sollte, weiß ich Ihnen Dank dafür.“

Margaretes Gesicht wurde ernst. „Ich bitte um Verzeihung, Herr von Bardeleben, aber das Wort höre ich nicht gern. Sie haben mich, wie ich denke, nicht engagiert, um Ihr Töchterchen zu dressieren.“

„Habe ich Sie gekränkt? Das war meine Absicht nicht. Niemand auf der Welt möchte ich so ungern wehe tun, wie gerade Ihnen. Aber in bezug auf Dietlindes Gefühle für mich bin ich etwas mißtrauisch. Ich kann die Stunde nicht hergessen, da mein bloßer Anblick hinreichte, sie in Verzweiflung zu versetzen.“

„Damals war sie krank und aufgereggt. Sie dürfen dem Kinde das nicht nachtragen.“

„Ich denke nicht daran. Es kommt mir nur immer wieder in den Sinn, wenn ich sie vor mir sehe. Und etwas von dem, was damals so leidenschaftlich zum Ausbruch kam, lese ich noch immer in ihren Augen.“

Die Erzieherin schwieg, und Bardelebens Brauen zogen sich finster zusammen.

„Nun — warum widersprechen Sie mir nicht? Sie, die Sie das Gemüt dieses Kindes doch jedenfalls besser kennen als sonst jemand hier im Hause? Weil Sie eine zu aufrichtige Natur sind, um mich aus Liebenswürdigkeit täuschen zu wollen — nicht wahr? Es wäre mir auch leid gewesen, wenn Sie's getan hätten, denn es würde schlecht zu der Vorstellung passen, die ich von Ihnen habe. Nur sollten Sie in der Ehrlichkeit noch einen Schritt weiter gehen und sollten mir offen sagen, worauf sich Dietlindes Angst vor mir oder ihre Abneigung gegen mich eigentlich gründen.“

„Von einer Abneigung weiß ich nichts, und wenn die Kleine wirklich eine gewisse Scheu vor Ihnen empfindet, so könnten Sie sie gewiß leicht genug überwinden, wenn Sie es ernstlich wollten.“

„Bin ich nicht immer freundlich gegen das Kind? Haben Sie jemals bemerkt, daß ich es rauh und abstoßend behandle?“

„Nein. Aber bei einem so empfindsamen Wesen ist das vielleicht nicht genug. Dietlinde besitzt noch mehr als andere Kinder die Gabe, in den Gesichtern der Menschen zu lesen. Und —“

„Und in dem meinigen steht nichts geschrieben, das ein anderes menschliches Wesen mit besonderer Zuneigung erfassen könnte,“ kam Bardeleben ihrer stockenden Rede zu

Hilfe. „Das wollen Sie doch ungefähr sagen, Fräulein Othmar?“

„Nicht ganz so. Aber ich kann mich da wohl kaum verständlich machen, ohne die mir gezogenen Schranken zu überschreiten.“

„Sie brauchen in dieser Hinsicht so ängstlich nicht zu sein. Aber ich will Ihnen die Verlegenheit ersparen. Was Sie meinen, verstehe ich ganz gut. Und Sie werden wohl recht haben. Aber da bin ich an den Grenzen meines Vermögens. Ich kann nicht Gesichter schneiden und den aufgeräumten Gesellschaften spielen, um meiner Umgebung zu gefallen. Um diesen Preis also werde ich mir Dietlindes Vertrauen ebensowenig erkaufen können, wie etwa das Ihre, Fräulein Othmar.“

Sie antwortete ihm nicht. Nach einer kleinen Pause sagte sie dann: „Gestatten Sie, Herr Baron, daß ich jetzt nach der Kleinen sehe?“

„Bitte!“

Aber er starnte noch geraume Zeit auf die Thür, durch die sie sich entfernt hatte. Und als er sich dann erinnerte, daß er ja noch den Fuchs für Jadwiga fatten lassen mußte, verließ er das Zimmer mit jener tropigen Miene, die für seine Untergebenen seit Wochen ein Grund war, ihm nicht Möglichkeit aus dem Wege zu gehen.

Auf Dietlindes Bitte hatte der Kutscher den Befehl erhalten, nach dem Badensee zu fahren, für den sie eine seltsame, offenbar mit gewissen bangen Schauern gemischte Vorliebe hatte. Sobald er erreicht war, hingen ihre Augen wie gebannt an der düsteren, fast schwarzen Wasserfläche, auf der sich trotz des scharfen Frostes nur ganz vereinzelte Spuren beginnender Eisbildung zeigten.

„Glauben Sie, daß er in diesem Jahre zufrieren wird, Fräulein Margarete?“

„Ich weiß es nicht, Dita. Ich habe ja noch keinen Winter hier verlebt. Aber Josepha sagt, es geschähe nur sehr selten.“

„Einmal aber ist er doch zugefroren — damals, als Josephas Bräutigam darin ertrank. Josepha sagt, als man ihn herauszog, habe er so zufrieden und glücklich ausgesehen wie nie in seinem Leben. Ich glaube, unter dem Eis ist es sehr schön — so schön, wie in dem Zauberschloß, von dem Josepha mir früher immer erzählte.“

„Nein, Dita, unter dem Eis ist es schwarz und schauerlich. Es ist schrecklich, auf solche Art zu sterben.“

„Wie hätte er aber glücklich und zufrieden aussehen können, wenn es schwarz und schrecklich gewesen wäre, Fräulein Margarete! Ich weiß, daß es wunderschön sein muß — ich weiß es ganz gewiß.“

Der Weg, der in zahlreichen Windungen dem Seeufer folgte, war nicht sehr gut, und der leichte Schlitten schleuderte an den Kurven oft so stark, daß das junge Mädchen den Arm vorsorglich schützend um die Kleine legte. Eben wollte sie den Kutscher auffordern, wieder in den Wald abzubiegen, als der Mann das Gefährt mit scharfem Bügelrud zum Stehen brachte.

„An dem Geschirr ist etwas nicht in Ordnung,“ sagte er. „Ich muß absteigen.“

In dem Augenblick, als er sich bückte, um die verwickelten Riemen zu lösen, flog dicht vor ihnen laut krächzend eine Dohle über den Weg. Das Pferd scheute, und da es den Bügel nicht fühlte, machte es erst einen Sprung zur Seite, um dann in wilder Flucht auszugreifen. Zwar hatte der Kutscher rasch nach dem Lenkheiß gegriffen, aber es war ihm nicht gelungen, es zu erfassen, und bei der Verfolgung des durchgehenden Gespanns blieb er in dem dicken Belz, der seine Bewegungen behinderte, mit jeder Sekunde weiter hinter dem Schlitten zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Naturschutzparks.

Von Dr. Franz Kittler.

Merkwürdige Ursachen sind es, die in neuester Zeit in einer ganzen Anzahl von Ländern eine Bewegung ganz eigener Art hervorriefen: Man hat nämlich begonnen, sogenannte „Naturdenkmäler“ zu errichten. Ein Denkmal ist nun immer eine Erinnerung an Vergangenes. Es hat den Zweck, den Gedanken an das Gewesene aufrechtzuerhalten. Darum muß schon der Ausdruck „Naturdenkmal“ von vornherein als ein Widerspruch erscheinen, denn die Natur befindet sich ja rings um uns herum, wir brauchen

Wir vor die Tore unserer Städte zu gehen, um sie zu sehen. Wozu braucht man also da ein Denkmal, wozu ist dies nötig, was dies jetzt geschieht, gewaltige Summen aufzuwenden, um „Naturdenkmäler“ oder, wie sie auch genannt werden, „Naturchutzparks“ zu schaffen?

Sehen wir der Sache näher auf den Grund, so sehen wir, daß der Widerspruch, der in diesen Bestrebungen zu liegen scheint, in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Man muß nur den Begriff der „Natur“ richtig verstehen. Das, was wir vor den Toren unserer Städte, was wir überhaupt um uns herum sehen, ist keine Natur mehr. Hier ist alles durch die Arbeit des Menschen im Kulturland geworden, das nichts Natürliches, nichts Ursprüngliches aufweist. Die Wiesen sind bewässert, die Felder sind gedüngt, gepflügt und befestigt, die Wälder werden sorgfältig gehegt und durch zeitweises Abschlagen zu einer Ertragsquelle gemacht, Flüsse reguliert man und verbindet sie durch Kanäle usw. Nicht einmal die Tiere, die um uns herum leben, kann man mehr als reine Kinder der Natur ansprechen. Wir begünstigen einzelne Arten, indem wir ihre Feinde vernichten. Wir sorgen dafür, daß Raubtiere ausgerottet werden, wir machen aber auch manchen anderen, nützlichen Tieren — oft allerdings unbewußt — das Leben schwer. Die Schwalben werden immer weniger, weil sie in den gepflasterten Städten und Städtchen nicht mehr die feuchte Erde finden, die sie zum Bau ihrer Nester benötigen. Ebenso nimmt die Zahl der Störche ab, da wir durch künstliche Entwässerungsanlagen die Sümpfe austrocknen, in denen sie ihre Nahrung finden. Wir gewinnen aus diesen Sümpfen aber trodenes, fruchtbares Land.

Allüberall sehen wir also in der sogenannten „Natur“ die Spuren des Menschen. Man kann ganz Europa durchstreifen, man wird nirgends mehr ein Stückchen Landes finden, dem menschliche Arbeit und menschliche Tätigkeit nicht seinen ursprünglichen Zustand geraubt hätten. Kein Naturforscher wird imstande sein, uns zu sagen, wie bei uns eigentlich die wirkliche Natur aussehen würde, jene Natur, die vollkommen unbeflügelt und vollkommen sich selbst überlassen, sich weiter entwickelt. Diese uns fremd und unerreichbar gewordene Natur wieder herzustellen, ist der Zweck der Naturdenkmäler und der Naturchutzparks. Sie sollen künftigen Geschlechtern zeigen, wie sich das Werden und Vergehen unter rein natürlichen Verhältnissen abspielt, in welcher Weise der Kampf um das Dasein auf die Entwicklung der Pflanzen und Tiere einwirkt, wie die Welt aussehen würde, wenn es keine Menschen gäbe. Welche Tiere werden, wenn sie unter rein natürlichen Verhältnissen leben, fortkommen und welche untergehen; welche Pflanzen werden sich entwickeln und welche neuartigen sich vielleicht bilden? Alles dies sind Fragen, auf die uns unsere so geübte und gepflegte angebliche Natur keine Antwort zu geben vermag. Fragen, die für den Naturforscher von höchster Wichtigkeit sind und die uns neue Quellen des Wissens und der Erkenntnis erschließen werden.

In welcher Weise will man nun den verloren gegangenen Naturzustand wieder herstellen, wie soll der Zweck der Naturchutzbestrebungen erreicht werden? Selbstverständlich kann man das mit großer Sorgfalt durch Jahrhunderte hindurch gepflegte und befestigte Land nicht künstlich verwildern lassen. Man muß also Bezirke ausfinden, die noch verhältnismäßig wenig kultiviert sind. Derartige Bezirke sollen in großem Umfange abgepflügt werden und dann sich selbst überlassen bleiben. Man wird in ihnen kein Unkraut mehr vernichten, keinen Baum mehr fällen, keine Pflanze mehr ansäen und ernten. Niemand wird hier der Knall aus der Bläse des Jägers ertönen: Alles, was da leucht und flucht, bleibt gleichfalls sich selbst und seinem Kampfe um das Dasein überlassen. Das Raubtier wird ungestraft seinen Vernichtungskrieg gegen die friedlichen Bewohner des Waldes führen können und diese letzteren werden selbst zusehen müssen, wie sie sich vermöge ihrer natürlichen Intelligenz seinen Nachstellungen entziehen. Die Bäume, die absterben und umfallen, wird niemand forträumen, sie werden dem natürlichen Verwesungsprozeß unterliegen und vermodern. Ebenso werden die Leichen der Tiere verfaulen und der Wildbach, den niemand mehr reguliert oder einbäumt, wird, wenn er im Frühjahr anschwillt, alles mit sich fortreißen, was ihm in den Weg kommt. Die Natur bleibt eben vollkommen sich selbst überlassen, sie entwickelt sich weiter, wie sie sich damals entwickelte, als unser Vorfahr, der Urmensch auf Erden auftauchte. Nur ganz vereinzelt wurden Pfade durch diese künstliche Wildnis hindurchgeführt, die es dem Naturforscher ermöglichen sollen, in sie einzudringen, um seine Studien zu machen.

Die Bewegung zur Schaffung von Naturdenkmälern hat, wie schon erwähnt, seit kurzer Zeit sehr energisch eingesetzt und es sind schon verschiedene größere Gebiete abgepflügt worden, um, sich selbst überlassen, wieder zum Urzustand, zum Zustand der echten Natur zurückzuführen. So hat man, um nur einige Beispiele anzuführen, in der Nähe der Mark Brandenburg das „Blagefenn“ in der Nähe des Klosters Chorin zum Naturchutzpark erklärt. Es ist dies eine sumpfige, mit Seen durchsetzte Niederung, die nunmehr für alle Ewigkeit ihrem Schicksal überlassen bleibt und aus der Naturforscher späterer Zeiten ersehen sollen, nach welchen Naturgesetzen die Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt solcher Sumpfigebenden in unserem Klima unter rein natürlichen Verhältnissen vor sich geht. Die Stadt Dresden hat 117 Hektar der Dresdener Heide angekauft, die dauernd als Naturdenkmal dienen sollen, und auch bei Rottbus hat man einen derartigen Naturchutzpark in Gestalt

eines 71 Hektar großen Kiefernwaldes geschaffen. Besonders bemerkenswert wird der Naturchutzpark der Heide werden, wo der Provinzialausschuß ein 100 Hektar großes Gelände erworben hat, in dem sich alte, mit Wasser gefüllte Krater erloschener Vulkanen befinden, die mit der Zeit wohl auch der Kultur zum Opfer gefallen wären. Ebenso sind große Teile der Bänneburger Heide zum Naturchutzpark bestimmt, in denen die von der Natur selbst geschaffene und vom Menschen unbeflügelte Heidevegetation sich entwickelt soll. Auch im Hochgebirge entstehen bereits derartige Naturdenkmäler. Als solches ist z. B. in der Schweiz das im Engadin gelegene Skarital erklärt worden, das sich vom Tal des Inn bis hoch hinauf zur gletscherbedeckten Fischannagrube hinaufzieht. Hier werden niemals mehr Kühe weiden, keine Almhütte darf gebaut werden, niemand wird die Schmetterlinge fangen, die dort von Alpenblume zu Alpenblume gaukeln. Alles bleibt, wie es ist. Die Entwicklung dürfte deshalb noch ganz besonderes interessant werden, weil, wie man aus bestimmten Spuren schließen kann, in diesem alpinen Hochtal wahrscheinlich noch Bären haufen, die dort, da sie vor den Nachstellungen der Jäger sicher sind, sich voranschleichen vermehren und zur Kenntnis ihres Einflusses auf die umgebende Welt, wertvolle Beiträge liefern dürften.

Die Naturchutzbestrebungen sind aber nicht auf Europa allein beschränkt. Sie greifen auch auf andere Erdteile über. In Amerika hat man noch den Vorteil, daß es dort noch weite, von der Kultur nicht berührte Strecken Landes gibt, man braucht also dort die Natur nicht, wie bei uns, erst wieder im Laufe von Jahrzehnten von neuem entstehen zu lassen. Es handelt sich vielmehr darum, dafür zu sorgen, daß die bereits vorhandene Ursprünglichkeit nicht durch die Arbeit oder den Einfluß des Menschen verloren geht. Längerer Zeit existiert der sogenannte „Nationalpark“, der prächtige Gegenden Nordamerikas umschließt. Allerdings ist er wohl breiten und wohlangelegten Straßen durchzogen, auf denen die Mailcoaches und Automobile zahlreiche Ausflügler dahinsafren, die sich diese Wunderwelt betrachten wollen. Ursprüngliche Natur stellt also auch dieser Park nicht mehr dar, schon deshalb nicht, weil er sich früher als Jagdgebiet großer Beliebtheit erfreute. Man hat nun lange geschwankt, ob man den Nationalpark wieder verwildern lassen oder ob man ihn wie bisher als Ausflugsgebiet behandeln soll. Man hat sich für das letztere entschieden, und will neue Parks schaffen, die sich über den ganzen Kontinent verteilen sollen, so daß man an dem einen die natürliche Entwicklung der Eiswästen Alaskas, am anderen die der Prärie, am dritten jene der tropischen Mississippi-Landschaft zu studieren vermag.

Die Anlage von Naturchutzparks geschieht, wie man gestehen muß, gerade zur rechten Zeit, ist doch unsere Technik gegenwärtig damit beschäftigt, auch die letzten noch erhaltenen Reste einer unberührten Natur in den Bereich ihrer Bestrebungen zu ziehen. Man geht damit um, die Wüste Sahara künstlich zu bewässern, und sie in ein fruchtbares Land umzuwandeln. Die Wasserfälle des Niagara und des Bambi werden zur Erzeugung von Elektrizität ausgenutzt, die Seen der nordamerikanischen Ebene sollen, ebenso wie viele Europas, als Reservoire für den Betrieb von Kanälen dienen. Durch gewaltige Bergmassive gehen Tunnel hindurch, und auf die höchsten Gipfel, darunter auch auf den des Mont Blanc, will man Bahnen emporführen. Die Eis- und Gletscherwelt der Jungfrau, die bisher ein Stück reiner Natur war, ist ja bereits durch eine Bahn und mit Aussichtsgalerien versehen. Bahnhöfe dieses Charakters entleert. Wenn das so weiter geht, so wird man bald überhaupt nicht mehr wissen, wie die echte, unverfälschte Natur eigentlich aussah. Somit stellt die Schaffung von Naturchutzparks ein natürliches Gegengewicht gegen die immer weiter um sich greifenden Bestrebungen unserer Industrie und Technik dar. Ihrer Schaffung kommt also ein hoher Wert zu, und man darf sich freuen, daß die Idee der Naturdenkmalspflege so rasch und in so weiten Kreisen Anklang gefunden hat.

Der Nordsee-Hering.

Es dürfte im allgemeinen unbekannt sein, welche Umstände es erfordert, den Hering, der in Deutschland als nicht zu unterschätzendes Nahrungsmittel gilt, zu fangen und einzubringen. Nach unseren Informationen werden in Deutschland für ungefähr 50—60 Millionen Mark Heringe jährlich eingeführt, daran nehmen unsere deutschen Heringsfischereien bislang nur mit 8—12 Millionen Mark teil. Aus diesen Ziffern geht also deutlich hervor, daß unser deutsches Heringsfischerei-Gewerbe noch sehr entwicklungsbedürftig ist, und daß also zur Hebung dieses Gewerbes noch sehr viel getan werden kann und auch getan werden muß. Wir möchten nun einige Mitteilungen bringen, um den Heringsesser und vor allen Dingen die deutsche Hausfrau über den Hering aufzuklären.

Zunächst ist der Nordsee- von dem Ostseehering zu unterscheiden. Der Ostseehering kommt nur in verhältnismäßig geringer Güte vor und dient auch nur zu Räucherzwecken, soweit er nicht frisch gegessen wird. Der Nordseehering dagegen ist der große Handelsartikel, dem diese Zeilen dienen sollen. Am dem Franz und der Zubereitung der Nordseeheringe beteiligen sich schon seit altersher sämtliche an der Nordsee gelegenen Länder. Am besten haben es soweit wohl die Briten, als auch die Holländer verstanden, aus dem Hering Kapital zu schlagen. Die Briten be-

reichert sich durch den Dering um etwa 100 Millionen Mark im Jahr und die Holländer um etwa 20—25 Millionen Mark. Der größte Teil des Fanges dieser beiden Länder ist bisher stets an den deutschen Markt gebracht. Es versteht sich von selbst, daß es sich bei diesen reifigen Fischen hauptsächlich um konservierte Ware handelt, also um den sogenannten Salzhering, der an sich in drei Sorten in den Handel kommt und zwar als Matjes (Mädchen- oder Jungfern-Dering), Bolkhering und Ihle (Fohlhering). Aus den Bezeichnungen dieser drei Sorten geht die Entwicklungsstufe des Herings hervor.

Der Matjes ist ein Frühlhering, der zu Anfang der Saison, im Mai/Juni gefangen wird, bis daß er seine Geschlechtsreife hat, also mit Milch oder Roggen versehen ist und dann Bolkhering heißt. Der Matjes kommt jetzt unter dem Namen „Deutscher Dering“ durch die Deutsche Heringshandels-Gesellschaft in Bremen in den Handel und es ist beredigt, diesem Fisch eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da er an Geschmack wohl unübertroffen ist. Leider ist in früheren Jahren bei der Zartheit des Fisches dieser nicht so zur Geltung gekommen, da er von den Großkaufleuten wegen seiner wenigen Haltbarkeit ungern gehandelt wurde, und schließlich ist dann die Mehrzahl dieses Fanges zu verlustbringenden Preisen nach dem Auslande gegangen. Die Deutsche Heringshandels-Gesellschaft in Bremen hat sich nun zur Aufgabe gemacht, diesen Delikatessfisch in kleinen Partien, wenn gewünscht sogar in halben und viertel Tonnen, an die Kundschaft zu bringen, und zwar direkt vom Lager der dafür eingerichteten Fischereiplätze, die der deutschen Heringshandels-Gesellschaft angehören und zwar: Leer, Nordenham, Bremerhaven, Geestemünde, Eßleth und Brele. Durch diese Neueinrichtung ist es also den Kaufleuten im Inlande möglich, frische, gutgeschaltene Ware in jeder Menge, wie es die Kundschaft fordert, zu jeder Zeit hereinzunehmen. Es wäre aber wünschenswert, daß die Hausfrauen bei Einkauf in Detailgeschäften ausdrücklich den „Deutschen Dering“ verlangen, damit sie dann auch das erhalten, was sie haben wollen, und auch den Unterschied kennen zu lernen, den diese Gattung von Heringen zeigt gegen das, was sonst allgemein üblich unter dem Namen „Dering“ verkauft wird. Zu dem Zweck, daß auch im Osten dieser delikate Dering Eingang findet, hat die Deutsche Heringshandels-Gesellschaft eine Niederlassung mit eigenem Lager in Danzig gegründet. Zwecks Verbollständigung unserer Mitteilung möchten wir noch hinzufügen, daß der Matjes nicht als Marinade oder als Räucherhering genossen werden soll, sondern nach einigermäßigem Einweischen ohne weitere Zutaten als Rohware. Jedenfalls behält er dann seinen appetitanregenden Geschmack und auch seine volle Nährkraft.

Wenn der Frühlfang vorüber ist, stellen sich die „Kollheringe“ ein, die von den Fischereigesellschaften in verschiedenen Größen gepackt und gehandelt werden. Am bevorzugtesten in natürlich immer die fleischigste Ware und erzielen daher auch die großen Vorteile immer den besten Preis.

Sobald der Fisch sein Laichgeschäft besorgt, also Milch oder Roggen abgestoßen hat, ist er hoch und wird als Ihle gehandelt. Dieser Fisch eignet sich zum Braten oder auch zum Marinieren am besten, doch kommt er nur in kleinen Mengen vor und ist meistens am Schluß der Saison schon vergriffen.

Da der Dering von der deutschen Küste ziemlich weit entfernt steht, so ist es für die deutschen Fischer notwendig, daß sie große seetüchtige Fahrzeuge haben, die in jeder Beziehung Wind und Wetter standhalten können. Die Schiffe gehen mit einer großen Besatzung, meistens 14—16 Mann, hinaus auf den Fang, ausgerüstet für eine Reise von 4—8 Wochen.

Gleich nach den schweren Frühljahrsstürmen im April verläßt der Fisch sein Winterlager, das er nach der Laichzeit an der norwegischen Küste aufgeschicht hat; von Hunger gepeinigt, geht er seiner Nahrung nach; diese besteht hauptsächlich aus unzähligen, winzig kleinen Muschel- und Schalthieren. Je nach Strömung und Windrichtung wird der Fisch bald hier, bald dorthin getrieben, ohne indes nennenswert sein eigentliches Revier zu verlassen. Bei reichlichem Vorkommen bildet der Fisch nach und nach seine Geschlechtsreife aus, bis er dann zu seinem Laichgeschäft den ganzen Vorkauf verwendet. Instinktiv sammelt sich der Fisch allmählich in immer größeren Schwärmen, bis ihn die Laichzeit auf durch die Natur besonders begünstigte Brutstätte treibt. Die Laichzeit ist im Oktober; sofort nach dem Abläichen verschwimmt der Dering und ruht sich im mündigen Meeresgrunde von den Strapazen seiner Lebensgewohnheit aus. Eine besonders beliebte Brutstätte ist die Doggerbank. Der Fischlaich ist in etwa vier Monaten zu einer Larve entwickelt, die sich allmählich zu einem Fisch ausbildet, um sich dann im Juni/Juli, wenn die „Wien“ von der norwegischen Küste herüberziehen, mit diesen zu gesellen. Ein einziges Deringweibchen kann 30 000 Junge erzeugen, der Fisch selber kann ein Alter von 7—8 Jahren erreichen. Die meisten sind aber schon im ersten Lebensjahre eine Beute der Fischer und Fische.

Die Neze, die dem Fange dienen, nehmen ungeheure Dimensionen an und jeden Laien wird es Wunder nehmen, zu hören, daß sie in Längen von vier bis fünf Kilometer vor dem Bug des Schiffes ausgehoben werden, sodas die Neze in gerader Linie

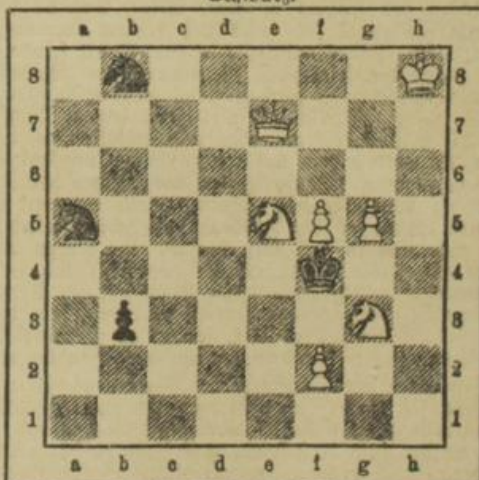
vor dem Schiffe stehen, gewissermaßen eine gerade Wand bilden, die den Schwärmen auf hoher See ein Hindernis ist. Die Neze stehen in einer Tiefe von 25—40 Meter, sind also 15 Meter tief und da nur des nachts gefischt wird, so werden sie von den Fischen nicht gesehen. Sobald der Dering das Hindernis spürt, ist er bereits mit seinem Kopf durch die Neze hindurch, ein Zurück gibt es nicht mehr, weil ihm die Riemer im Wege sind; es gibt nur noch ein Voraus, und wenn dann die Körpergröße des Fisches die Maschenweite der Neze übersteigt, so ist er unvermeidlich gefangen. Beim Ausholen der Neze wird er dann an Bord sofort geschlachtet, d. h. es werden die Eingeweide herausgenommen und noch in derselben Nacht wird der Fisch gealzen, in Tonnen gepackt und nach vollendeter Reise in dem Fischereiplatz gelandet, wo der Fisch noch einmal nach Sorte und Größe sortiert und neu gepackt wird. Die Deutsche Heringshandels-Gesellschaft bringt den deutschen Dering in der deutschen Zinfbandtonne zur Verladung, es ist dies eine eichene Tonne mit sechs Zinfbandreifen; auf Wunsch wird der Dering aber auch in Schottentonnen verladen, eine Fichtentonne mit Holzreifen, wie jeder Fachmann sie kennt. Sofort nach Eintreffen der Fahrzeuge in den verschiedenen Fischereiplätzen rollen täglich die Waggons nach allen Richtungen des deutschen Reiches zur Verteilung an den Konsum.

Büchertisch.

Der Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien bildet das Hauptthema der neuesten Nummer (3709) der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. F. Weber, Leipzig). Ein sehr interessanter Artikel aus der Feder von Professor Justus Wolf, „Der österreichisch-serbische Konflikt auf geschichtlichem Hintergrund“, behandelt kurz aber umfassend den Werdegang des serbischen Königreiches und die Ursachen des jetzigen Zusammenstoßes, während in zwei weiteren Aufsätzen von berufener Seite die Armeen der beiden Staaten gegeneinander abgemessen werden. Dazu kommt eine außerordentliche Fülle guter Bilder, die uns sowohl die führenden Persönlichkeiten beider Staaten als auch Typen ihrer Truppen vor Augen führen. An ganzseitigen Bildern seien besonders erwähnt: ein lebenswahrer Porträt des alten Kaisers Franz Josef, eine Karte des vermutlichen serbischen Kriegsschauplatzes, eine sehr interessante Uebersicht der wahrscheinlichsten Kriegsstärken der europäischen Mächte, ferner Bilder von einer Erkundungsfahrt der österreichischen Donauflotte und von den patriotischen Kundgebungen in verschiedenen Städten der Monarchie und des deutschen Reiches. An weiteren interessanten Beiträgen enthält die wirklich reichhaltige Nummer weiter: „Die Zined Hypen und ihre Geschichte“ (mit prächtigen Naturaufnahmen); „Die Kunstgeschichte der Schachfiguren“; „Zur Psychologie des Berufs“; „Der Krebs als Delikatesse“; „Müllbeseitigung“ und eine vierseitige Lieberkeilage „Zum siebzehnten Geburtstag des russischen Malers Ilya Repin“. Darin werden im Wort Leben, Schaffen und Eigenart des Meisters gewürdigt und seine große Kunst in Wiedergaben einiger seiner charakteristischsten Gemälde veranschaulicht. Die Thüringer Spinnstubengeichte „Das Haus mit den silbernen Wächtern“ von Sophie Mättig-Willkomm und eine Anzahl aktueller Bilder und Aufsätze beschließen die Nummer.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Gelsenkirchen — Elsen — Robbia — Harmonium — Ararat
— Rapp — Du — Hera;
Gerhard Hauptmann.